

REZENSIONEN



<https://doi.org/10.18778/2196-8403.2023.09>

PASEWALCK, SILKE / WEBER, MATTHIAS (eds.) (2020): *Bildungspraktiken der Aufklärung / Education practices of the enlightenment* (= Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (JKGE) / Journal for Culture and History of the Germans in Eastern Europe, Bd. 1). Berlin. 233 S.

Das neu konzipierte *Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa* (JKGE) erschien 2020 im Auftrag des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) anstelle des bisherigen Jahrbuchs, dessen 26 Bände in den Jahren 1993 bis 2018 erschienen. Die Neufassung dieser repräsentativen Ausgabe kann durch das Open Access-Format einen breiteren Adressat*innenkreis erreichen. Im Vorwort kündigt der Direktor des BKGE und Mitherausgeber MATTHIAS WEBER eine interdisziplinäre sowie regionen- und epochenübergreifende Erneuerung des Journals an und lädt zur Mitwirkung an den Themenbänden als Autor*innen und Herausgeber*innen ein. Das neue Journal ist breit angelegt: „Aus historischer, kunstgeschichtlicher, ethnologischer, literatur- und sprachwissenschaftlicher Perspektive analysiert es die Verflechtungen zwischen den unterschiedlichen Kulturen, Religionen, Sprachen, Nationen und Staaten im östlichen Europa. Der Fokus liegt dabei auf jenen Regionen, in denen ehemals Deutsche lebten oder noch heute ansässig sind“ (o.S.).

Der erste Themenband des JKGE widmet sich den Bildungspraktiken der Aufklärung. Die einleitenden Worte der Herausgeber*innen beziehen sich erklärlicherweise auf Immanuel Kant, der den Schritt des Menschen „zur Mündigkeit“ (S. 1) zu wagen anspornte und dadurch sein Handeln als das eines vernünftigen und autonomen Wesens voraussetzte. Die sozialen, politischen und pädagogischen Spannungen differenter gesellschaftlicher Schichten bilden eine Ambivalenz zwischen denjenigen, die gebildet werden sollten und den Gebildeten selbst. Der Themenband stellt sowohl kollektive als auch individuelle Bildungspraktiken in den osteuropäischen Ländern dar, vornehmlich aus dem Blickwinkel der praktischen Umsetzung der Ideen und Intentionen der Aufklärung. Zu den Vorteilen des Bandes gehört u.a. sein internationales und interdisziplinäres Ausmaß: die Beiträgerinnen und Beiträger kommen aus verschiedenen Ländern (Deutschland, Österreich, Polen, Tschechien, Ungarn und Estland) und repräsentieren verschiedene geisteswissenschaftliche Bereiche, über die Germanistik und Kunstgeschichte bis hin zur Erziehungs- und Translationswis-

senschaft. Es ist nicht erstaunlich, dass der Neubeginn des Journals mit dem Thema der Aufklärung anschlägt. Das BKGE gehört heutzutage wohl zu den führenden Zentren der Aufklärungsforschung im historischen Areal der heutigen Baltischen Länder.¹

Den Band eröffnet der Beitrag *Die Dichotomie der Expansion. Der Aufstieg Russlands und Danzigs Rolle als ein Knotenpunkt der Gelehrsamkeit im 18. Jahrhundert* des Historikers MARC BANDITT (Potsdam), in dem er die freie Hafenstadt Danzig und deren Entwicklungsgeschichte im 18. Jahrhundert, vornehmlich aber in seinen ersten Dezennien in den Mittelpunkt der Betrachtungen stellt. Die verwickelte Geschichte der Stadt wird hier im Hinblick auf die machtpolitischen Konditionen in Nordeuropa präsentiert, was schon im Untertitel angekündigt wird. „Aufstieg Russlands“ knüpft also auf den Besuch von Zar Peter I. im Jahre 1716 in Danzig an, inmitten des Großen Nordischen Krieges, nach dem Sieg von Poltawa. Die Bedeutung Russlands wird in Polen-Litauen erst nach der ersten Teilung der Polnisch-Litauischen Republik an Bedeutung gewinnen, wobei auch die einst freie Stadt Danzig ihre Unabhängigkeit und Neutralität zugunsten Preußens verlieren wird. In drei Unterkapiteln wird Danzig als Standort wichtiger historischer Umwälzungen und Machtpositionen, nicht zuletzt als Zufluchtsort bzw. Lebensraum der Gelehrten und Literaten in der Zeit der Frühaufklärung sowie seine Vernetzung mit anderen europäischen Städten gezeigt. Wenn auch der ‚russische‘ Anteil an der

Geschichte Danzigs etwas übertrieben zu sein scheint, denn dies manifestierte sich grundsätzlich in der Darstellung des Zarenbesuchs in Danzig und die damit verbundenen Anekdoten, so wird dieses Ereignis durch das Aufzeigen der wachsenden Position Russlands in der europäischen Politik erläutert. Daher kann man mit Gewissheit feststellen, dass die bereits in der Einleitung des Autors angekündigten Fragestellungen nach dem Stellenwert der Stadt Danzig als Anziehungspunkt der Gelehrten, als wichtiges Handelszentrum und zugleich auch als ein Ort des Transits vollkommen besprochen worden sind.

Die estnische Kunsthistorikerin LIISA-HELENA LUMBERG (Tallin) behandelt in ihrem Aufsatz *The World on Your Pencil Tip. Baltic German Artists' Travel Materials as Mediators of Knowledge in the Context of Travelling in the Enlightenment* die Europa-Reisen von deutsch-baltischen Künstlern. Die Wissensvermittlung bedeutete nicht nur Produktion der Kunstwerke reisender Künstler, sondern auch ihre Reisebeschreibungen, Briefe und andere Medien des Kulturtransfers. Die Fragestellungen der Autorin lauten: „Welche Bemühungen wurden unternommen, um ihr gewonnenes Wissen zu verbreiten? Wo wurden ihre Reiseberichte veröffentlicht? Wie vermittelten die aus den Reisen produzierten Zeichnungen und Skizzen die Sicht der Künstler auf Orte und Menschen an spätere Betrachter? Inwiefern trugen sie zur Identitätskonstruktion der Künstler bei?“ (S. 29) Diese Fragen werden ausführlich beantwortet, indem die Autorin die ‚Wander-

¹ Davon zeugen die letzten Buchpublikationen des BKGE. Vgl. PASEWALCK / EIDUKEVIČIENĖ / JOHANNIG-RADŽIENĖ / KLÖKER (2022); LUKAS / PASEWALCK / HOPPE / RENNER (2021). In Vorbereitung befindet sich der Band 87: *Baltische Erzähl- und Lebenswelten*.

jahre‘ solcher Künstler-Akteure wie August Georg Wilhelm Petzold (1794-1859), Gustav Adolf Hippus (1752-1856), August Matthias Hagen (1794-1878) und Otto Friedrich Ignatius (1794-1824) vorstellt, den Text mit ihren Bildern aus den Reisen illustriert und ihre Wirkungsgeschichte skizziert. Unbeantwortet bleibt aber die Frage nach der Periodisierung: Die dargestellten Werke und Beschreibungen haben sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ereignet, was aber im Text als ‚Aufklärungszeit‘ zusammengefasst wurde.

Der weitere Beitrag *Nützt es dem Volke, übersetzt zu werden? Oder: Was Translation über die (livländische) Aufklärung verraten kann* von JULIA BOGUNA (Mainz / Gernersheim) ist der Translationswissenschaft zuzuordnen. Die im Titel gestellte Frage travestiert die Preisfrage der Preußischen Akademie von 1780: „Nützt es dem Volke, betrogen zu werden?“ (S. 51) Die Autorin setzt die Übersetzung als kulturelle kommunikative Handlung in der Zeit der Aufklärung im mehrsprachigen Kommunikationsraum Livland in den Fokus. Die Frage „Was lässt sich aus Translation über die Aufklärung lernen?“ wird am Beispiel von Garlieb Merkel (1769-1850) und seiner Übersetzungen, übersetzungspoetologischen Aussagen und sowie Übersetzungskritiken erklärt. Der deutschsprachige Schriftsteller, Publizist und ein scharfer Kritiker der Leibeigenschaft befasste sich mit den sozialen Verhältnissen in Livland, einer historischen Region, die jahrhundertlang von der deutschen Vorherrschaft geprägt, Zeit seines Lebens aber dem russischen Zarenreich einverleibt wurde. Heute gehört Livland Estland und Lettland an. Merkel wurde in der Forschung vorwiegend entweder von Germanist*innen – wegen seiner Rolle in der Rezeptionsgeschichte von

Goethe und Schiller – oder von Lettonist*innen – wegen seiner Publikationen über die Letten und ihre Kultur (vgl. MERKEL 1998) sowie wegen seiner Rolle als geistiger Wegbereiter der lettischen nationalen Identität – behandelt. BOGUNA stellt Merkel in einem neuen Licht dar, als Übersetzer von Hume, Rousseau und Raynal, wovon in der Translationswissenschaft bislang keine Notiz genommen wurde.

Drei Aufsätze widmen sich verschiedenen Themenbereichen der Aufklärung auf den heutigen Gebieten Polens zu dieser Zeit. AGNIESZKA PUFELSKA (Hamburg Lüneburg) erörtert in ihrem Beitrag *Die schwer erkämpfte Befreiung aus der Unmündigkeit. Bildungswege von Frauen im 18. Jahrhundert* die emanzipatorischen Bestrebungen von drei Frauen aus den adligen Familien, die ihre von der gesellschaftlichen Ordnung zugewiesenen Rollen weit überschritten. Regina Salomea Rusiecka (später Pisztynowa) gehört zu den ersten Frauen in Polen, die in die Geschichte der Medizin eingegangen sind. Dieser reisenden Autodidaktin, einer damals bekannten Augenärztin waren volksmedizinische Methoden nicht fremd, was damals zur allgemeinen Praxis gehörte. Die wissenschaftlichen Interessen der Gräfin Marianna Skórzewska aus Großpolen galten der Physik und Mathematik, sie schrieb auch ökonomische Abhandlungen, kannte König Friedrich II. und stand mit ihm im Briefwechsel. Sie wurde zu Feierlichkeiten an der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften eingeladen, die Mitgliedschaft in diesem noblen Gremium wurde ihr jedoch verwehrt. Die dritte aufgeklärte Frau aus Polen, Fürstin Izabela Czartoryska, genoss eine hohe Stellung in der Gesellschaft durch die Heirat mit dem einflussreichen Fürsten Adam Czartoryski. Ihre „Bildung

aus Prestige“ (S. 86) erlangte sie ebenfalls autodidaktisch, obwohl sie durch die zahlreichen Reisen und Begegnungen mit der politischen und intellektuellen Elite Europas viel bessere Möglichkeiten als ihre Zeitgenossinnen hatte. Die von ihr eingerichtete Schlossanlage mit dem Englischen Garten in Puławy, die Kunstsammlungen und die Bibliothek, auch ihre Publikationen zu Gartenanlagen, in denen sie ihre patriotischen Überlegungen über polnische Zustände darlegte, gehören zum Lebenswerk dieser besonderen Frau.

KATARZYNA CHLEWICKA (Toruń) stellt in ihrem Beitrag *Schwieriger Kulturtransfer* die kulturelle Tätigkeit von Lorenz Christoph Mizler de Kolof (1711-1778) dar, der in den Jahren zwischen 1753 und 1755 bemüht war, die Gelehrtenzeitschrift *Warschauer Bibliothek* in Polen zu etablieren. Diese aufklärerische Mode war auf polnischem Boden schwierig aufzubauen, weil sie mit den Ideen des rückständigen und konservativen Sarmatismus, die in Polen ziemlich virulent waren, kollidierte. Der Beitrag von ANNA MIKOŁAJEWSKA (Toruń) bezieht sich ebenfalls auf die Pressegeschichte: *Presse als Medium des gelehrten Gedankenaustausches in der Frühaufklärung. Die Zeitschriftenprojekte des Georg Peter Schultz in Thorn*. Die Autorin untersucht die ersten gelehrten Zeitschriften in Toruń, die durch Bemühungen von Georg Peter Schultz (1680-1748) erschienen. Der Konrektor des Akademischen Gymnasiums der Stadt war ein progressiver Mensch, der sich für Schulreformen einsetzte und den Unterricht von modernen Sprachen, preußischer Rechtsgeschichte und Medizin unterstützte. Er war ein überzeugter Anhänger von Kopernikus, Pufendorf, Cocceji, Thomasius und Wolff. Seine Zeitschriften in deutscher Sprache erschienen von 1722 bis 1734, sie galten anfangs als Chroniken

der Gelehrtenrepublik, später dokumentierten sie das akademische und das literarische Leben und publizierten wichtige Nachrichten. Der Herausgeber wurde jedoch von der konservativen lutherischen Kirche zur Aufgabe gezwungen.

Ein beträchtlicher Teil der Journalbeiträge wurde dem südlichen Mitteleuropa, dem Herrschaftsgebiet der Habsburgermonarchie gewidmet. IVO CERMAN (České Budějovice) schreibt über die Pädagogik der Aufklärung in Prag unter dem Titel *Die Erziehungskunst nach Karl Heinrich Seibt*. Der Prager Pädagoge lebte von 1735 bis 1806 und hielt Vorlesungen zur Erziehungskunst an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag von 1771 bis 1799. Der Autor der Studie rekurriert die Inhalte der gehaltenen Vorlesungen, periodisiert und analysiert die erzieherischen Leistungen des Prager Aufklärers.

In seinem Beitrag *Educating the Jews to Become Germans. Naftali Herz Homberg's 'Civilizing Mission' to the Jewish Community of Galicia* stellt ARMIN LANGER (Berlin) die assimilatorische Politik der deutschen Aufklärung und des österreichischen Staates gegenüber Jüdinnen und Juden in den Mittelpunkt. Nicht nur der berühmteste Philosoph der Aufklärung, Immanuel Kant, wollte Jüdinnen und Juden zu Deutschen erziehen, sondern auch sie selbst sahen sich als Aufgeklärte verpflichtet, diesen Bestrebungen nachzugehen. Am Beispiel des Werks *Bne-Zion. Ein religiös-moralisches Lehrbuch für Jugend israelitischer Nation* (1812) des österreichisch-böhmischen Erziehers und Superintendenten der deutsch-jüdischen Schulen in Galizien Naftali Herz Homberg (1749-1841), befasst sich Langer mit den Beziehungen zwischen der jüdischen Minderheit und der christlichen Mehrheit in dieser historischen Region.

BENEDIKT STIMMER (Wien) setzt sich ebenfalls mit Galizien auseinander, das 1772 infolge der Teilung der Polnisch-Litauischen Republik an die Habsburgermonarchie fiel. In seinem Aufsatz mit dem Titel ‚Zivilisierung‘ durch Sprache? Die Verbreitung des Deutschen im Rahmen der habsburgischen Schulpolitik in Galizien 1772-1790 konzentriert sich der Autor auf die Sprachpolitik in der neuen Kolonie, in der verschiedene Nationen und Religionen zusammen lebten: die unierten Ruthenen, die katholischen Polen und Jüdinnen und Juden. Die ‚Zivilisierung‘ durch Sprache wurde an den neu organisierten Schulen unter Maria Theresia durchgeführt, später, in verschärfter Form unter Joseph II., dessen Schulpolitik bereits 1790 wegen des jüdischen und polnischen (adeligen) Widerstands einen Misserfolg erlitt.

HARALD HEPPNER und SABINE JESNER (Graz) präsentieren in ihrem Aufsatz *Aufklärung mittels ‚Aufklärung‘. Die Rolle des habsburgischen Militärs im Donau-Karpatenraum im 18. Jahrhundert* einen neuen Blickwinkel auf die Bildungsgeschichte dieser Zeit. Zu den Bildungsschauplätzen des Militärs machten sie das Banat, die Bukowina und die Militärgrenze im Südosten des Staates. Das Wesen dieser Bildung und Modernisierung des Militärs manifestierte sich u.a. im Umgang mit der Zivilbevölkerung. Besonders aktuell scheint die Frage nach der Gegenwartsrelevanz des Doppelthemas ‚Aufklärung‘ und ‚Militär‘ zu sein: „Im Zeitalter der Europäischen Integration (auch über den Rahmen der Europäischen Union hinaus) – diese Feststellung trifft auch für die südeuropäischen Länder zu – kommt es u.a. darauf an, vor Augen führen zu können, dass ‚man‘ nicht erst im 21. Jahrhundert Bestandteil der ‚europäischen‘

Kultur- und Gesinnungsgemeinschaft geworden ist oder werden will“ (S. 212). JÁNOS UGRAI (Eger) befasst sich in seinem Beitrag *A Prehistory to the Success of Modernization. Differences between Denominations in the Shaping of Hungarian Public Education during the Enlightenment Period* mit der Vorgesichte des ungarischen Volksbildungsprozesses, die auf das Jahr 1770 zurückgeht. Der Anfang war tatsächlich schwer, denn das Land war multikonfessionell: Neben den Katholik*innen hatten auch Lutheraner*innen und Reformierte ihr eigenes Schulnetz. Das katholische Schulwesen konnte nun von dem Anschluss an die Modernisierungsmaßnahmen der herrschenden Habsburgermonarchie profitieren. Die Protestant*innen genossen zwar eine gewisse Unabhängigkeit der Obrigkeit gegenüber, aber ihre Bildungsanstalten blieben bedingungsweise rückständig und sie brauchten viele Jahrzehnte dafür, ihr Schulsystem zu modernisieren. Die Lektüre des ganzen Bandes *Bildungspraktiken der Aufklärung* gibt eine breite Perspektive der Bestrebungen mitteleuropäischer Länder, die Ideen der Zeit der Vernunft und der Modernisierung auf verschiedenen Ebenen aufzugreifen und sie anzuwenden. Die Länderrepräsentanz der Autorinnen und Autoren und das umfangreiche Spektrum der geisteswissenschaftlichen Disziplinen geben ein komplexes Bild der Zeit, des Raums und der Akteur*innen wieder. Zahlreiche Verknüpfungen zwischen den Ländern Mitteleuropas, der Kulturtransfer durch Bildung, Reisen, Übersetzung und Periodika, die Literatur und Kunst als verbindende Medien – all dies baute Brücken zwischen den Kulturen Mitteleuropas in der Zeit der Aufklärung. Erwähnenswert sind die Sprachkenntnisse der ausgebildeten Menschen, beeindruckend erscheint diesbe-

züglich die Reichweite der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert sowie die fruchtbringenden Impulse der deutschen Gelehrten und Literat*innen. Einerseits war dies oft durch die politisch-kolonialen Konditionen bedingt, andererseits gehörten Deutschkenntnisse neben anderen Sprachen zur festen Ausrüstung der Bürger*innen in der Gelehrtenrepublik.

Literatur

HERZ HOMBERG, NAFTALI (1812): *Bne-Zion. Ein religiös-moralisches Lehrbuch für die Jugend israelitischer Nation*. Augsburg, online verfügbar <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11254771-6> (07.11.2023).

LUKAS, LINA / PASEWALCK, SILKE / HOPPE, VINZENZ / RENNER, KASPAR (eds.) (2021): *Medien der Aufklärung – Aufklä-*

rung der Medien. Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext (= Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 86). Berlin.

MERKEL, GARLIEB HELWIG (1998 / orig. 1796): *Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde*. Wedemark.

PASEWALCK, SILKE / EIDUKEVIČIENĖ, RŪTA / JOHANNIG-RADŽIENĖ, ANTJE / KLÖKER, MARTIN (eds.) (2022): *Baltische Bildungsgeschichte(n)* (= Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 78). Berlin.

Alina Kuzborska, Olsztyn

Unterwegs in Archiven österreichischer Literatur

KASTBERGER, KLAUS (2023): *Alle neune. Zehn Aufsätze zur österreichischen Literatur*. Wien: Sonderzahl. 175 S.

„Warum ist Österreichs Literatur so gut?“ hieß ein Dossier im Magazin der *Neuen Zürcher Zeitung*, erschienen im März 2023, knapp einen Monat vor der Leipziger Buchmesse, bei der Österreich Gastland war. Wohl um das unausweichliche *name dropping* zu vermeiden, fokussierte sich die Autorin Martina Läubli auf Orte, die für österreichische Literatur prägend waren bzw. immer noch prägend sind. Man findet darunter – wenig überraschend – das Kaffeehaus und das Theater, aber auch das Ministerium, die Landkarte, das Altpapier, das Dorf und den Tisch. Den Parcours läuft man mit Vergnügen

ab, und dass auf der Liste ein Ort fehlt, der für Literatur schlechthin bedeutend ist, fällt eigentlich nicht auf. Diesen Ort – gemeint ist das Archiv – erkundet KLAUS KASTBERGER im Band *Alle neune*; Archiv wird dort vielfach und unterschiedlich kontextualisiert.

Mit *Alle neune* legt KASTBERGER ein kleines Kompendium seiner langjährigen Beschäftigung mit österreichischer Literatur vor – aus der Vorbemerkung erfährt man, dass die Aufsätze in einem Zeitraum von ungefähr zehn Jahren entstanden sind. Wer die Schriften des Grazer Literaturwissenschaftlers kennt, weiß, dass das

Fundament des Buches eine solide langjährige Recherche- und Editionsarbeit bildet. Und selbst wenn es sich um überarbeitete Abdrücke bereits publizierter Texte handelt, ist man als Leser:in auf die Komposition der Publikation neugierig – d.h. auf die thematische Zerschneidung der Aufsätze, die Auswahl der Autor:innen, und nicht zuletzt auf die Problematisierung des „faszinierend-abgründigen und gespensterhaft-realen Raums“ (S. 7) des Archivs.

Es ist wohl der typisch österreichischen Neigung zur Ironie zu verdanken, dass *Alle neune* mit den Werkporträts von zwei Autoren beginnt, die man in der Sammlung wohl nicht vermissen würde. Die Werke des „führenden Staatsdichters seiner Zeit“ (S. 11) Anton Wildgans und des „poeta antidoctus“ (S. 25) Richard Billinger werden innerhalb der Literaturlandschaft kontextualisiert – KASTBERGER führt Beispiele aus der Rezeption an, befruft sich auf Kraus, Zuckmayer, Musil. Vor allem jedoch skizziert er Anton Wildgans‘ und Richard Billingers Autorenporträts mit einem eloquenten Sarkasmus, betreibt stellenweise eine stilistische Mimikry ihrer Werke und führt damit die spezifische Zeitverankerung ihrer Publikumerfolge vor Augen.

Schon im darauf folgenden Aufsatz über Ödön von Horváth ist der Tenor ein anderer – KASTBERGER untersucht Horváths Position im Literaturbetrieb vor seinem Exil, und zwar vor dem Hintergrund der Entstehung des Romans *Jugend ohne Gott* (1937). Interessant sind Grautöne, die dabei entstehen – die Beleuchtung der Situation des Autors nach der Machtübernahme 1933, seine Positionierung gegenüber der Reichsschrifttumskammer lassen die Ambivalenzen in Horváths kanonisch antifaschistischem Roman entsprechend kontextualisieren. Hier leistet die Arbeit

mit Archivmaterialien – privaten Briefen, Akten, der Verlagskorrespondenz – einen wichtigen Beitrag zur Vervollständigung des Gesamtbildes der Genese wie der Rezeption des Werks; KASTBERGERS Expertise aus dem Horváth-Editionsprojekt wird hier in einer komprimierten Form dargeboten.

Noch spannender wird es in den Beiträgen, die der Wiener Gruppe und ihrem Umfeld gewidmet sind – „Archive der Avantgarde“, die „Schreibszenen“ Oswald Wieners und „Elfriede Gerstls kleine Literatur“ zeigen Facetten einer nicht gerade einfachen Liaison zwischen experimenteller Wort- und Performancekunst und dem Archiv. Programmatisch klingt schon der Titel „Acte und Akten“ – damit wird exemplarisch H.C. Artmanns „poetischer Act“ als „Verweigerungsgeste gegenüber der Schriftkultur“ (S. 57) genannt und die dazu im schroffen Gegensatz stehende Ansammlung von allerlei Dokumenten, die KASTBERGER als Hang zur Selbstarchivierung der Wiener Gruppe betrachtet. Das Vorhandensein dieser beiden widersprüchlichen Tendenzen innerhalb der losen Formierung, die die Wiener Gruppe ja war, überrascht nicht – es genügt ein Blick auf Archivierungspraktiken der Künstler:innen, etwa aus dem ost- und mitteleuropäischen Raum, die am Rand des ‚Staatskunstbetriebs‘ agierten, um sich davon zu überzeugen. KASTBERGER macht zwar auf den aktionistischen Aspekt, d.h. auf die Bedeutung körperlicher Präsenz und Performanz der Akteure der Wiener Gruppe aufmerksam, bleibt aber bei dem Fokus auf *literarische* Archive. Hier wäre angesichts des Beitrags der Wiener Gruppe zur visuellen *counterculture* im Österreich der 1950er und 1960er Jahre eine erweiterte, sprich: außerliterarische Perspektive wünschenswert.

Nach der Lektüre des Beitrags zu Elfriede Gerstl bleiben etliche Fragen offen – etwa die nach einer möglichen Kontextualisierung des Schaffens der Autorin innerhalb feministischer Netzwerke im literarischen und künstlerischen Wien der 1970er und 1980er Jahre. Die „spezifische Art [der] Frauenfeindlichkeit“ (S. 72) der Wiener Gruppe wird konstatiert und erläutert, um die Isolation von Elfriede Gerstl innerhalb der Avantgarde zu erklären – damit rücken allerdings Konrad Bayer und Oswald Wiener stark in den Vordergrund, die Dichterin wird auf das Image einer „Hungerkünstlerin“ (S. 66) reduziert. Dabei wäre gerade aus dem Blickwinkel des Archivs interessant zu erfahren, inwiefern sich im Oeuvre von Gerstl Konturen einer feministischen Historiografie abzeichnen und nachverfolgen lassen, die die Tätigkeit der Autorin mit dem Schreiben anderer Frauen verlinkt, wie es etwa in den Bänden *Blauer Streusand* (1987) oder *Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau* (hg. v. GERSTL 1985) exemplarisch sichtbar wird.

Oswald Wiener dagegen wird in gleich zwei „Schreib-Szenen“ (S. 86) vorgestellt, was angesichts der intellektuellen Entwicklung des Autors von seinem Wirken in der Wiener Gruppe bis hin zu darauf folgenden erkenntnistheoretischen Studien einleuchtet. So wird zuerst die Werkstatt des Autors von *die verbesserung von mitteleuropa. roman* (1968) eingehend geschildert und als Vorstufe seiner späteren Hinwendung zu Kybernetik und Denkpsychologie dargestellt. Dass sich Wieners Werk „gegen die Verständigung [...] richtet“ (S. 84), da es die Sprache als Instrument der Kommunikation und Erkenntnis radikal hinterfragt, stellt KASTBERGER mit Rekursen auf die theoretischen Schriften Wieners, die hier als zweite Schreib-Szene erscheinen und

„dem Begreifen der elementarsten Mechanismen des Verstehens“ (WIENER 1998; zit. nach KASTBERGER) galten, überzeugend dar. Man fühlt sich bei diesem elaborierten Porträt Oswald Wieners an W.G. Sebald erinnert, der über „vorbedachte[] Rücksichtslosigkeit“ schrieb, „mit der in der österreichischen Literatur traditionelle Grenzlinien etwa zwischen ihrem eigenen Bereich und dem der Wissenschaft übergangen werden“ (SEBALD 1985).

Zum Avantgarde-Schwerpunkt gehört im Band nicht zuletzt der Beitrag über die Werkstatt von Friederike Mayröcker, mit der KASTBERGER, wie aus einschlägigen Publikationen bekannt, sehr gut vertraut ist. So liefert der Autor nicht nur detaillierte Informationen über den aktuellen Stand des umfangreichen Nachlasses, sondern stellt auch fachkundige Überlegungen zum Fall Mayröcker aus Sicht der Archivforschung an. Die „Archivkrankheit“ (S. 122) der Dichterin, deren zentrales Symptom die Verschmelzung mit dem gesammelten potenziell poetischen Material war, führte zur Entstehung eines „Kontingenz-Archivs“ (S. 125), dessen spezifische Archivierungsverfahren beschrieben werden. Mit Rekursen u.a. auf Derridas Gedanken zum Archiv werden hier grundsätzliche Fragen nach einer adäquaten Herangehensweise an einen Nachlass artikuliert, dessen Materialität von dem Schreiben der Dichterin kaum zu trennen ist. Damit kommen auch Desiderate der Archivierungspraxis- und Archivforschung zu Wort.

Auch im Aufsatz zu Elfriede Jelinek wird auf Derrida Bezug genommen, allerdings nicht im Kontext des Archivs – der nur am Rande angesprochen wird – sondern als ein Interpretationsansatz für den Roman *Die Kinder der Toten* (1995), den KASTBERGERS Text fokussiert. In „For-

men der Spektralität“ (S. 146), die Derrida in *Marx' Gespenster* (dt. 1996) heraufbeschwört, sieht KASTBERGER eine Möglichkeit des interpretatorischen Umgangs mit Jelineks „Massen von Toten“ (S. 138). Der Ansatz scheint insofern produktiv, als er sich im Kontext der Shoah mit literatur- und kulturwissenschaftlichen Studien zur ‚gespenstischen Präsenz‘ etwa in der polnischen Kultur verbinden lässt, in denen „ghosts and haunting pertain equally to epistemological and political planes – they speak to and about erasures, exclusions and invisibilities inherent to every social order“ (DZIUBAN 2019). Auch andere „(Marken)Namen“ (GERSTL 1987) dürfen im Band nicht fehlen – Peter Handkes Theatertexte werden vor dem Hintergrund seines programmatischen Essays *Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms* (1972) gelesen, der hier einen Ausgangspunkt von Handkes Widerstand u.a. „gegen die vermeintlichen Evidenzen von Literatur“ (S. 95) markiert. Umrissen wird das ganze Spektrum des Theaterschaffens, das, stets von Kontexten der Prosaschriften flankiert, bis hin zur präzisen Genealogie der „Entdeckung [der] slowenischen Vorfahren“ (S. 114) in *Immer noch Sturm* (2012) reicht. Der Aufsatz über Thomas Bernhard beginnt mit einem Rekurs auf *Die Aspern-Schriften* von Henry James (1888, dt. 2003), ein Buch, in dem der Preis eines literarischen Nachlasses den thematischen Kern bildet. Ein Begehren, gespalten zwischen dem Willen zur Erhaltung und Vernichtung des Werks, führt zu Bernhards Literarisierung einer Ambivalenz, die den Nachlass zugleich als Ballast und Rettungsanker darstellt. Henry James' Lektüre dürfte dabei als eine der Inspirationen gelten

– darauf deutet KASTBERGERS archivari-sche Spurensuche hin.

Alle neune hat das Potenzial, zu einem Nachschlagebuch zu werden – dafür spricht nicht nur der in vielen Archiv-recherchen angesammelte Informationsfundus, sondern auch die angenehme Form der Darbietung – der essayistische, aber stets auf präzise Formulierung bedachte Tenor – und nicht zuletzt das handliche Format des ästhetisch ansprechenden, sorgfältig edierten Buches.

Literatur

DZIUBAN, ZUZANNA (2019): *Introduction: Haunting in the Land of the Untraumatized. Jewish Ghosts in the Polish Post-Holocaust Imaginaire*. In: DIES. (ed.): *The "Spectral turn"*. Bielefeld, 7-48.

GERSTL, ELFRIEDE (1985, ed.): *Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau... Autorinnen über Autorinnen*. Wien.

GERSTL, ELFRIEDE (1987): *Schriftsteller in Österreich. Die dünnkelhaften Bürger mit den beschnittenen Rechten*. In: ALMS, BARBARA (ed.): *Blauer Streusand*. Frankfurt a.M., 170-174.

LÄUBLI, MARTINA (2023): „Warum ist Österreichs Literatur so gut?“. In: *NZZ Magazin* v. 24.03.2023, online verfügbar <https://magazin.nzz.ch/nzz-am-sonntag/kultur/warum-ist-oesterreichs-literatur-so-gut-eine-spurensuche-ld.1731732?reduced=true> (05.10.2023).

SEBALD, W.G. (1994): *Vorwort*. In: DERS.: *Die Beschreibung des Unglücks. Zur österreichischen Literatur von Stifter bis Handke*. Frankfurt a.M., 9-13.

Kalina Kupczyńska, Łódź

Im Dickicht der Generationen.

KATARZYNA NORKOWSKA (2021): *Autobiographisches Schreiben nach 1989. Generationelle Verortung in Texten ostdeutscher Autorinnen und Autoren.* Berlin: De Gruyter. 419 S.

Beim vorliegenden Titel handelt es sich um die 2020 abgeschlossene Habilitationsschrift der Toruner Germanistin über die generationelle Identität ostdeutscher Autorinnen und Autoren. Die der Literatursociologie und Sozialgeschichte der (Post-) DDR-Literatur zuzurechnende Studie ist in zehn Kapitel gegliedert, deren erste drei historische sowie methodologische Präliminarien zum Begriff ‚Generation‘ und zum Genre Autobiographie enthalten (vgl. S. 1-63). Die Kapitel 4 bis 9 folgen in ihrer Einteilung im Wesentlichen dem 2006 von den Soziologen Thomas Ahbe und Rainer Gries vorgestellten Generationenschema der DDR bzw. Ostdeutschlands (vgl. S. 29) und behandeln nach einer kurzen Einleitung Egodokumente und weitere autobiographische Texte von jeweils einem der ‚Generationenkonzepte‘ zugeordneten Autorinnen und Autoren. Dabei handelt es sich um die „Generation der misstrauischen Patriarchen“ (geb. 1890-1915), die „Aufbau-Generation“ (geb. 1929-1935), sowie die „funktionierende“ (geb. 1936-1949), „integrierte“ (geb. 1950-1959) und „entgrenzte“ Generation“ (geb. 1960-1972), gefolgt von der Generation der „Wende-Kinder“ (geb. 1973-1984). Die zeitliche Lücke zwischen erster und zweiter Generation wird nicht erläutert. Die ‚Generationen-Kapitel‘ werden durch ein einordnendes Fazit abgerundet. Kapitel 10 (vgl. S. 387-389) bietet eine sehr knappe Rückschau auf die eigene, über die zitierten Vorarbeiten von Emmerich (2002), Ludwig / Meuser (2009) und Löffler (2015) hinausgehende, als neuar-

tig ausgewiesene generationelle Perspektivierung von ostdeutscher bzw. DDR-Literatur. Sie wird ergänzt durch einen schematischen Überblick der berücksichtigten Werke auf einer Zeitskala von 1990 bis 2019, aus dem sich die Synchronizität an Publikationen der verschiedenen Generationen verbildlicht (vgl. S. 391-393): gewissermaßen generationelle Interferenzen im literarischen Feld.

Hierbei fällt außerdem auf, dass das Schema „Polyphonie ostdeutscher Erinnerung an die DDR“ 49 Einträge aufweist, das Primärliteraturverzeichnis aber nur 36, von denen wiederum 22 eine eigene Sigle zugeteilt wurde. Diese 22 Titel von fünfzehn AutorInnen – in chronologischer Reihenfolge der Geburtsdaten: Erwin Strittmatter, Stefan Heym, Stephan Hermlin, Hermann Kant, Günther de Bruyn, Christa Wolf, Helga Königsdorf, Rita Kuczynski, Peter Wawerzinek, Kurt Drawert, Ines Geipel, Jacob Hein, Claudia Rusch, Daniel Wiechmann und Jana Hensel – bilden das eigentliche Korpus der Studie. Das Schema geht folglich über das Belegkorpus hinaus, es verzeichnet z.T. auch in den Kapiteln zwar erwähnte, aber nicht eingehender behandelte Publikationen wie die Romane von Durs Grünbein (2015), André Kubiczek (2012) und Uwe Tellkamp (2008), außerdem finden sich zwei Einträge zu Medienereignissen ohne Einzelpublikation: „Corinos Enthüllungen zu Hermlin“ (1996) und „Mediendebatte um Erwin Strittmatter“ (2008). Der Band wird durch ein Literatur- und Quellenverzeichnis – hier finden sich unter „Weiterführende

Literatur“ überraschend auch die Namen Kurt Drawerts und Hermann Kants – und ein bei der Navigation hilfreiches Namensregister beschlossen.

Die in Deutschland als Wende bezeichneten politischen Umwälzungen von 1989/1990 und die nachfolgende Transformation haben sich ohne jeden Zweifel direkt, intensiv und unabhängig von der Generation auf die Lebensläufe aller vormaligen DDR-BürgerInnen ausgewirkt; in besonderem Maße gilt dies für das so minutiös überwachte wie wohl bestellte Feld der DDR-Literatur (vgl. S. 225). Wie andere EinwohnerInnen der DDR waren Autorinnen und Autoren in ihren Lebensbedingungen einem tiefgreifenden Umbruch unterworfen (von NORKOWSKA mit Bezugnahme auf Hans-Joachim Maaz und Michael J. Froese beschrieben), auf den zu reagieren sie über andere Möglichkeiten als die DurchschnittsbürgerInnen verfügten. „Die ‚Wende‘ fungiert als ein Erlebnis, das den Ansporn zur literarischen Auseinandersetzung gibt“ (S. 39).

Wurde für die Beschreibung des gesellschaftlichen Umbruchs bereits am 4. November 1989 von Christa Wolf die Notwendigkeit einer ‚Sprache der Wende‘ proklamiert, so reflektierte etwa Heiner Müller die Auswirkungen der neuen Zeit nicht nur in *Krieg ohne Schlacht* (1992), sondern auch in dem posthum publizierten Gedichtband *Ende der Handschrift* (2000), in dem durchaus auch eine Poetologie der – misslingenden – Transformation gelesen werden kann, der sich der Körper verweigert. Was sich dementsprechend natürlich ungleich verbesserte – wenn auch bei nachlassender Aufmerksamkeit für diese vormalig als „Ersatzöffentlichkeit“ fungierende Literatur (S. 9) –, waren die Publikationsbedingungen, die das Erscheinen einer Vielzahl authentischer

Stellungnahmen ermöglichte. Diese richteten den Blick oftmals zurück auf das eigene Erleben der sozialistischen Gesellschaft, zumal die bald zugänglichen Bestände der Stasiunterlagen-Behörde riskante Arsenalen für die heuristische Evaluation der Wahrhaftigkeit autobiographischer Wirklichkeitserzählungen boten (eine Thematik, die von NORKOWSKA aber nicht methodisch mit der Post-89-Perspektive eingeführt wird). Insofern ist die autobiographische Dimension ein basales Kriterium der Wendeliteratur, oftmals in Kontinuität des früheren Werkes – auch wenn die Verfasserin deren autobiographischen und dokumentarischen Anteil zunächst mit „rund zwanzig Prozent“ auffallend niedrig ansetzt (S. 8), um wenig später aber doch von der „dominante[n] Aussageform nach 1989“ zu schreiben (S. 11). Dass das Selbstbild oder jedenfalls Selbstverständnis durch die mit dem Mauerfall verbundenen Herausforderungen einem Wandel unterlag, kann vorausgesetzt werden.

Diese dominante autobiographische Dimension in der Literatur wird neben den diskursiven Formationen des „Autobiographische[n] Schreiben[s] nach 1989“ bei NORKOWSKA nur bedingt zum Gegenstand einer Archäologie der Abberationen, Brüche und Diskontinuitäten bzw. Disruptionen in den Selbstverortungen ostdeutscher Autorinnen und Autoren. Bei der Perspektivierung des ‚Diskurses‘ der Generationen in Zeiten des Umbruchs‘ hätte sich jedenfalls ein Seitenblick auf Foucault angeboten – „Bruch ist der den Transformationen gegebene Name, die sich auf das allgemeine System einer oder mehrerer diskursiver Formationen auswirken. [Er] ist immer eine durch eine gewisse Zahl abgegrenzter Transformationen spezifizierte Diskontinuität zwischen abgegrenzten Positivitä-

ten. Infolgedessen hat die Analyse der archäologischen Einschnitte zum Ziel, [...] die Streuung der Diskontinuitäten selbst zu beschreiben.“ (FOUCAULT 1993:252 und 249) – zumal der Diskursbegriff ohne weiteres verwendet wird (z.B. S. 31, 349). Die These bzw. die Formulierung des ‚Forschungsfokus‘ der Studie lauten dann wie folgt: „Das Denken an das Jahr 1989 und die von den Umwälzungen aktivierte, öffentlich vollzogene Erinnerung an die DDR müssen [...] *polyphon* verstanden werden. [...] In diesem mehrstimmigen Chor – so lautet die in der vorliegenden Untersuchung aufgestellte These – lassen sich gewisse gleichgestimmte Einheiten unterscheiden und identifizieren, die von manchen Soziologen als *generationsspezifische Perspektive* wahrgenommen werden. Fragen wir also nach ‚Generationen‘, suchen wir nach überindividuellen Mustern, die jedoch im Gegensatz zu einem nicht näher definierbaren Kollektiv als altersspezifisch präzisiert werden können.“ (S. 11, Hervorh. i. Original) NORKOWSKAS „gewisse gleichgestimmte Einheiten“ der diskursiv formierten Generationen könnten Foucaults „abgegrenzten Positivitäten“ durchaus entsprechen. Es geht der Verfasserin allerdings in erster Linie nicht darum, einen literarischen Diskurs zu rekonstruieren, sondern darum, die Anwendbarkeit des – im Wesentlichen im Dreisprung über Karl Mannheim, Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu amodierten und in den einzelnen Kapiteln verschiedentlich durch weitere Perspektiven ergänzten – Generationenmodells von Ahbe und Gries am Beispiel ostdeutscher Autorinnen und Autoren zu überprüfen (vgl. S. 31). Dieser Ansatz ist somit zuerst ein soziologischer bzw. sozialgeschichtlicher: „Gesucht wird sowohl nach generationenübergreifenden Tendenzen als auch

nach Konstanten in den jeweiligen Erzählungen, und zwar mit der Frage, ob wir es mit einer generationsspezifischen Sicht und Schreibweise zu tun haben.“ (S. 31f.). Das schon aus der erwähnten chronologischen Anordnung der berücksichtigten Primärliteratur ersichtliche Ineinander der von 1989 ‚betroffenen‘ Generationen: die „Streuung der Diskontinuitäten“ oder auch (um die zitierte Formel Wilhelm Pinders umzudrehen, vgl. S. 126) ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ bzw. mit Reinhart Koselleck die „Dynamik mehrschichtiger Zeit zur gleichen Zeit“ (S. 367) – ist damit das erwartbare Ergebnis und zugleich das Hauptproblem des generationssozziologischen Ansatzes hinsichtlich der Effekte und Reflektionen in Ego-Dokumenten bzw. in autobiographisch geprägten Formaten, deren Intentionalität vielleicht etwas kurz und erst zum Abschluss des theoretischen Teils in den Blick gerät (vgl. S. 58f.), dafür aber in den Kapiteln (etwa zu Heym) Berücksichtigung findet. Dieses ‚Rhizom‘ aufgrund einer von der Verfasserin erst zu rekonstruierenden, von den SchriftstellerInnen selbst vorgenommenen und nicht unbedingt chronologisch korrekten Selbstidentifizierung im Generationsschema zu zergliedern, ist eine hochkomplexe (vielleicht sogar unmögliche) Aufgabe, bei der allerdings unklar bleibt, ob es einen über den (im weiteren Sinne) literatursoziologischen hinausweisenden textbezogenen literaturwissenschaftlichen Mehrwert hinsichtlich der Wendeliteratur zukommen kann. Das hat verschiedene Ursachen, die v.a. konzeptueller Natur sind. Zu fragen bleibt von vornherein, ob Biographien von SchriftstellerInnen wirklich als exemplarisch im Sinne der ‚Soziologie der Generationen‘ zu gelten haben, auch wenn sie diesen Nachweis wie etwa Jana Hensel (*Zonenkinder*) selbst mit großem

Engagement betreiben, um sich als ‚Sprachrohr‘ einer Generation zu behaupten. So verläuft die Zusammenstellung des Belegkorpus einerseits recht elliptisch, denn dieses besteht eben nicht nur aus Selbstbiographien, sondern etwa im Fall von Erwin Strittmatter und Christa Wolf auch aus autobiographischen Romanen, was nicht unlogisch ist, wenngleich genau diese Textsorte zu Beginn tendenziell ausgeschlossen wird (vgl. S. 12), und Ines Geipels *Generation Mauer. Ein Porträt*, das als „autobiographische Erzählung“ (S. 344) firmiert. Hier wäre v.a. die Methodik der Bestimmung eines ausreichend autobiographischen Gehalts von Romanen, in denen „das Fiktive“ eben nicht „zur Dominante geworden ist“ (S. 12) und weiteren abweichenden Genres und Textsorten vielleicht ausführlicher zu erörtern gewesen. Auch wenn mit Philippe Lejeune Überlegungen zum autobiographischen Pakt angestellt werden (vgl. S. 40f.), etwa unter Zuhilfenahme von Begriffen wie dem der Autofiktion (vgl. KRAUS 2013:74f.). Eine „bewusste Verortung im Erinnerungsdiskurs“ (S. 12) kann jedenfalls auch durch einen Roman erfolgen. Die ausgewählten Werke beziehen sich im Übrigen auch nicht unbedingt und schon gar nicht ausschließlich auf 1989; vielfach erhalten in den autobiographischen Panoramen dieser Zeit die Kindheit und Jugend der Schreibenden als prägende Phasen eine erhöhte und überhaupt die Jahrzehnte vor der Wende (soweit miterlebt) mehr Aufmerksamkeit. Die Aufnahme in den „Chor“ erklärt sich aus dem Vorhaben der Autorin, die „Generationelle (Selbst-) Verortung als (neues) Paradigma in der Forschung zur Wendeliteratur“ (S. 11) zu etablieren und als „bewusste Verortung im Erinnerungsdiskurs“ (S. 12) zu analysieren. Eine dezidierte Definition des

Begriffs ‚Wendeliteratur‘ wird dabei nicht vorgenommen. Im Korpus sind somit sowohl Texte versammelt, die um 1989 (oder früher) entstanden sind, als auch solche, die 1989 zentral thematisieren.

Damit gerät der anfangs ausgelobte Fokus auf die Wahrnehmung und Darstellung des Umbruchs in Gefahr, der ein interessantes Vergleichspotential hinsichtlich etwa des Stellenwertes des Mauerfalls in den untersuchten autobiographischen Schreibweisen bereitgehalten hätte – für den das Alter der Schreibenden schon ein wichtiger Indikator sein müsste. Stattdessen geht es stärker um Deutungen und Darstellungen der DDR, die den Hintergrund der „(Selbst-)Verortungen“ in „einzelnen ausgewählten Texten [...], die bestimmte Tendenzen veranschaulichen“ (S. 31) abgibt. Dass dann autobiographische Texte mit Sloterdijk generalisierend als „Resultat einer gesellschaftlich normierten Persönlichkeitskultur“ (S. 58) gewertet werden, lässt allerdings sorgenvoll auf die Kapitel des unverhältnismäßig größeren empirischen Teils zur autobiographischen Literatur blicken. Diese „bestimmten Tendenzen“ bzw. „Normierungen“ werden überdies nicht nur an Publikationen rekonstruiert, die nach 1989 erschienen – es gibt Beispiele, die die Kohärenz der Studie zu beeinträchtigen scheinen: Stefan Heyms *Nachruf* (1988) und Stephan Hermlins bereits 1979 publizierte autobiographische Erzählung *Abendlicht*, die allerdings Gegenstand der 1996 geführten Corino-Debatte wurde, in deren Folge die Authentizität der Hermlin’schen Selbstaussagen kondensierte.

Literatursoziologisch ausgerichtet ist die Auswahl auch im Abstellen auf das Kriterium der öffentlichen Resonanz, die sich durchaus nicht an literaturwissenschaftlichen Erkenntnissen orientiere (vgl. S. 94):

„Explizit wird auf AutorInnen eingegangen, die im öffentlichen Diskurs eine exponierte Rolle – sei es als die sich treu gebliebenen vehementen Kritiker der Diktatur, parteitreue Funktionäre oder auch angepasste Mitläufer – spielten“ (S. 31). Dass sich Literatur – und gerade DDR-Literatur – auch als Gegendiskurs zur Öffentlichkeit versteht bzw. verstehen lässt (und zwar auch nach 1989), kommt so nicht in den Blick. Insofern ist es nur gut, dass die Verfasserin von diesem Vorhaben häufiger abweicht. Davon abgesehen wird die Möglichkeit, das eine Autorin oder ein Autor sich selbst einer von der Epoche der Geburtsjahre her abweichenden Generation ‚zuschreiben‘ haben könnte, eingangs gar nicht erörtert – solche generationellen Zwitter sind im soziologischen Modell nicht vorgesehen und werden im Fall etwa Erwin Strittmatters mitsamt seinen Exegeten sanft ‚korrigiert‘ (vgl. S. 125f.).

In solchen Abweichungen und der Analyse ihrer Intentionen wäre aber – zusammen mit den Auslassungen oder gar etwaigen Unwahrheiten – das größte Potential des autobiographisch-generationellen Ansatzes zu heben, was im Fall Drawerts und Wawerzineks auch geschieht. Das konstitutiv starre (und deswegen schon von Mannheim problematisierte) Schema der Generationen- und Epochenkonstrukte wirkt einerseits etwas antiquiert (vgl. S. 21) in einem Forschungsgebiet – selbst wo es um Bourdieus Habitus-Begriff ergänzt wird (vgl. S. 32f.) –, dem die Analyse von Schwellen und Übergängen über Diskurse und Kontexte andererseits vielleicht schon zu selbstverständlich geworden ist (dennoch: vgl. BAEHRENS 2019). Positiv hervorzuheben ist daher das Abstellen auf die Figur der Autorin bzw. des Autors als UrheberIn des autobiographischen Wendediskurses. Natürlich ist es

Aufgabe der Forschung, für als forschungsrelevant erkannte Gemeinsamkeiten Beschreibungsmethoden zu entwickeln; doch hinsichtlich der Identität von so vielseitig (in)formierten und interessierten Individuen, wie AutorInnen es sind, wirkt der Deutungsanspruch der ohnehin nur schwer feststellbaren (und darum auch in der Soziologie umstrittenen) Generationszugehörigkeit unentrinnbar vorläufig: „Dem Generationsansatz wird zwar gerne ein hohes Potential an öffentlicher Deutung zuerkannt, dem aber sofort die großen Schwierigkeiten in der begrifflichen Begründung und der methodischen Befestigung entgegengehalten werden [...] Der Preis für die Öffentlichkeitswirksamkeit ist die Infragestellung des Erklärungsanspruchs.“ (BUDE 2010: 421, vgl. 425f.). Insbesondere die Zuordnungsversuche der beiden jüngsten Generationen wirken in der Tat prekär, da deren herangezogene Veröffentlichungen asynchron zu den Lebensdaten erschienen. Die Verfasserin, das ist anzumerken, sieht diese Schwierigkeiten ihres Ansatzes selbst.

Doch nicht nur eine solche Erstellung von generationellen Labels, auch die Auslobung von somit kanonischen VertreterInnen des autobiographischen Schreibens nach 1989 setzt sich automatisch der Skepsis und Kritik aus. Man erhält zwar in jedem Fall einen (entsprechend gegliederten und kommentierten) Überblick an Texten und Lebenswegen von DDR- und ostdeutschen SchriftstellerInnen, dieser Beitrag zur autobiographischen Sozialgeschichte der DDR und Ostdeutschlands erfolgt aber in den Konstellationen, wie sie die Formierung zum „Chor der Generationen“ vorgibt. Dadurch klammert dieses immer wieder durchaus aufschlussreiche Panorama notwendigerweise zu früh (d.h. vor 1989) Verstorbene

aus – es fehlen folglich z.B. Anna Seghers, Franz Fühmann, Werner Bräunig, Brigitte Reimann –, die aber durchaus kanonischen Status, wenn nicht für ihre Generation, so doch für bestimmte literarische Strömungen oder Wendepunkte der DDR-Literaturgeschichte hatten. Und auch ausgebürgerte bzw. ausgewanderte AutorInnen – wie etwa Monika Maron – werden mit der Begründung außen vor gelassen, dass ihnen eine eigene Studie zu widmen sei (vgl. S. 31). Die unvollständige „DDR-Sozialisation“ ist aber bei der 1989 ausgewanderten Ines Geipel (vgl. S. 335) wie umgekehrt bei den frühen, erst in die DDR ‚hineingewachsenen‘ Generationen offenbar kein Einwand – überdies mussten ausgewanderte SchriftstellerInnen in ihren Publikationen vor 1989 eventuell bestimmte Rücksichten nehmen.

Nicht berücksichtigt bleibt auch, und das hätte zumindest begründet werden müssen, Heiner Müller. Mit *Krieg ohne Schlacht* immerhin als Vertreter der Aufbau-Generation erwähnt (vgl. S. 137), war er der Verfasserin nur eine Randnotiz in Fußnoten wert (vgl. etwa S. 307); im eingangs besprochenen Schema am Schluss fehlt er ganz. Über Christa Wolf heißt es dagegen, trotz oder sogar wegen der starken Rezeption in der Forschung dürfe ihr Name „in diesem Generationengeflecht nicht fehlen“ (S. 192); an ihrem Beispiel wird zudem konstatiert: „Der DDR-Schriftsteller ist mit seinem Volk stark verbunden, auch ständig bemüht um seine Erziehung zum Guten“ (S. 221). So gesehen überrascht die Aussparung Müllers nicht. Dasselbe gilt für den erst später mit seinem Nachwort zu Ruschs *Meine freie deutsche Jugend*, das im Literaturverzeichnis fehlt, erwähnten Wolfgang Hilbig, dessen Berücksichtigung das Kapitel zur „funktionierenden Genera-

tion“ wohl wirklich gesprengt hätte, zumal auch er zu den EmigrantInnen zählt. Dieses beschäftigt sich stattdessen mit Autorinnen, „die eher in der zweiten Reihe stehen“ (S. 232), nämlich Rita Kuczynski und Helga Königsdorf, und zu dem Schluss kommt: „Die Angehörigen der *Funktionierenden Generation* waren daher auch nach der ‚Wende‘ nicht imstande, die literarische Bühne zu erobern“ (S. 258).

Ungenannt bleiben bei der nachfolgenden „Integrierten Generation“ (und auch insgesamt) etwa Reinhard Jirgl (1953) und Angela Krauß (1950), obwohl ihr Werk für die Studie durchaus einschlägige Publikationen bietet (*Die Unvollendeten*, 2003; *Wie weiter*, 2006). Ob sie sich allerdings dem hier mit Drawert und Wawerzinek erzeugten „Antlitz der Hausherren von Morgen“ (S. 259) gut eingefügt hätten, sei dahingestellt. Für diese Generation wird das soziologische Modell um Arbeiten Dieter Geulens erweitert; gerade Wawerzinek kann jedoch dessen „typische[n] Sozialisationsverläufe in der DDR“ sicher nicht zugerechnet werden; und auch hinsichtlich Drawerts wirkt die generationelle Feststellung: „Es fehlt ihr die Gebrochenheit der Kriegsgeneration“ (S. 259) ungewollt ironisch („Meine Jahre bis heute / sind eine Schleifspur / gebrochener Schritte“; Gedicht „Zustandsbeschreibung“, 1996); NORKOWSKA spricht denn auch in distanzierender Absicht von einem „genaue[n] Spiegelbild des von Ahbe und Gries skizzierten Porträts“, dennoch habe sie Drawert „zum Repräsentanten ernannt“ (S. 279). Im Fazit zum Kapitel werden beide „Repräsentanten“ zudem als „Querdenker“ bezeichnet (S. 297) – hier macht sich denn doch eine gewisse Ferne zum gegenwärtigen deutschen Diskurs in den Medien bemerkbar. Ein interessanter

Entschluss wäre an dieser Stelle die Berücksichtigung der „Autobiographie“ (2002) Sascha Andersons (geb. 1953) gewesen, weil hiermit nicht nur ein Mitläufer, sondern sogar ein Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi und damit der Überwachungsaspekt als Form der doppelten Buchführung ostdeutscher (Auto-)Biographien in den Fokus geraten wäre – seine Zugehörigkeit zur „Integrierten Generation“ wird von NORKOWSKA auch erwähnt. Damit wären jedenfalls diametrale Polaritäten in eine Konstellation gerückt worden, die nicht nur hinsichtlich des soziologischen Modells, sondern auch eine inhaltliche Spannung (bzw. deutliche ‚Misstöne‘) aufgewiesen hätte. Unübersichtlicher wird dann die Lage der letzten beiden Generationen, die sich vielfach überschneiden und deren Etikettierung im achten Kapitel aufgrund abweichender Konzepte auch mit Fragezeichen versehen wird. Neu ist, dass sich die SchriftstellerInnen (wie etwa Ines Geipel) nun selbst explizit mit ihrer generationellen Zugehörigkeit und der Abgrenzung von Generationen befassen. Jana Hensel ist daher in beiden Kapiteln präsent und Stichwortgeberin des vorletzten Generationen-Etiketts; gehört nach dem Modell von Abbe und Gries aber selbst der Folgegeneration der ‚Wende-Kinder‘ zu – was zu terminologischen Verwirrungen führt, da in der zitierten Forschungsliteratur auch der Begriff ‚Zonenkinder‘ auftaucht. Unklar bleibt am Schluss auch, worin sich der im Kapiteltitel zusätzlich annoncierte „Phantomschmerz“ (S. 351) manifestiert, wenn obendrein Daniel Wiechmann *Schluss mit traurig!* als Beispiel herangezogen wird. Eigentlich müsste man ein solches Empfinden eher bei jenen Generationen (oder „Kohorten“, S. 342) vermuten, die noch bewusst(er) in die DDR hineingewachsen sind, ohne aber

vergleichbar unter Repressionen zu leiden wie frühere Jahrgänge: „Der sozialistische Überwachungsapparat wird nicht mehr gefürchtet“ (über Jakob Heins *Prosa-geschichten*, S. 312). Vor einer Generalisierung sollte man sich allerdings auch hier hüten, wie schon das Beispiel Claudia Rusch (*Gefahr*, S. 322) zeigt. Überdies wird die Autorin von *Meine freie deutsche Jugend* mit gerade seit dem Februar 2022 hochvirulenten Aussagen zitiert: die „Doktrin BRD gleich Faschismus und DDR gleich Antifaschismus“ – „Kapitalismus und Faschismus gehörten nach dieser Theorie nicht nur historisch, sondern auch wesensimmanent zusammen“ (S. 329). Die Erforschung des Fortlebens dieser Doktrin nach dem Fall der Mauer (vgl. auch S. 376) und der Sowjetunion in den verschiedenen Literaturen der Nachfolgestaaten wäre eine eigene Studie wert. Dass aber dem Mauerfall in der Sicht dieser Jahrgänge nicht „die Bedeutung eines historischen Umbruchs“ (S. 348) zukomme, ist eine überraschende und kaum zu belegende Schlussfolgerung. Aus dieser Zusammenschau ergibt sich jedenfalls der Eindruck, dass der generationssoziologische Ansatz für die Anwendung im literarischen bzw. literaturgeschichtlichen Feld einiger Modifikationen bedürfte (ein Stichwort könnte hier „Generationscapes“ sein), worauf die Studie aber keinen Ausblick bietet. NORKOWSKA sieht mit diesem Ansatz immerhin ein operativ geeigneteres Instrument zur Beschreibung gesellschaftlicher (eben generationeller) Eigenzeiten belegt (vgl. S. 389), als es die lineare Konstruktion der ‚objektiven‘ Zeit des epochenbezogenen Geschichtsdenkens in der Literaturgeschichtsschreibung darstelle. Eine (in den Kapiteln teilweise anklingende) heuristische Problematisierung wird dagegen abschließend nicht durch-

geführt. Diese hätte im Übrigen auch mit Überlegungen zur Anwendbarkeit des verwendeten Generationenschemas auf benachbarte Literaturen geschehen können. Leider bleibt unerwähnt (und unklar), welche konkreten Konsequenzen der generationellen ‚(Selbst-)Verortung‘ für die in diesem sozialgeschichtlichen Rahmen entstehende autobiographische Literatur (etwa hinsichtlich des Entstehens einer ostdeutschen Identität, vgl. 243 und, mit Wolfgang Engler, S. 334) abzuleiten wären. Eine vergleichende Zusammenfassung von Ausprägungen, Merkmalen und v.a. Themenschwerpunkten (z.B. die Un-/Zuverlässigkeit des Erinnerens und der Mediengesellschaft) einer Nachwendeperspektive auf das eigene Leben wird nicht unternommen; vermutlich aufgrund der zu großen Spanne an Varietäten des autobiographischen Schreibens in den Kapiteln. So steht am Schluss das Lob der ‚Polyphonie‘ im selbst berufenen ‚Chor‘ der Generationen. Es würde sich schon lohnen, genauer hinzuhören, nicht nur den Heldenentönen, den Koloratursopranen, sondern auch den sog. ‚Füllstimmen‘, den Misstönen und v.a. dem basso Continuo dieser Zeit; das belegt NORKOWSKAS Studie ohne weiteres.

Literatur

AHBE, THOMAS / GRIES, RAINER (2006): *Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands Ein Überblick*. In: *Berliner Debatte Initial* 17:90-109.
 BAEHRENS, KONSTANTIN (2019): *Diskursrelevanz der ‚Generation‘. Zur Diskussion um „Das Problem der Gene-*

rationen“ von Karl Mannheim bei Richard Alewyn, Werner Kraus und Helmuth Plessner. In: PEITSCH, HELMUT (ed.): *Nachkriegsliteratur als öffentliche Erinnerung. Deutsche Vergangenheit im europäischen Kontext*. Berlin / Boston, 65-91.

BUDE, HEINZ (2010): *Soziologie der Generationen*. In: KNEER, GEORG / SCHROER, MARKUS (eds.): *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden, 421-436.

EMMERICH, WOLFGANG (2002): *Habitus- und Generationsgemeinschaften im literarischen Feld Ostdeutschland – vor und nach der Wende. Ein Versuch, das veränderte literarische Feld mit Bourdieu und Mannheim besser zu verstehen*. In: HELBIG, HOLGER (ed.): *Weiterschreiben. Zur DDR-Literatur nach dem Ende der DDR*. Berlin, 269-283.

FOUCAULT, MICHEL (1993): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.

KOSELLECK, REINHART (1984): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.

KRAUS, ESTHER (2013): *Faktualität und Fiktion in autobiographischen Texten des 20. Jahrhunderts*. Marburg.

LUDWIG, JANINA / MEUSER, MIRJAM (2009) (eds.): *Literatur ohne Land? Schreibstrategien einer DDR-Literatur im vereinten Deutschland*. Bd. 1. Freiburg.

LÖFFLER, KATRIN (2015): *Systemumbruch und Lebensgeschichte. Identitätskonstruktion in autobiographischen Texten ostdeutscher Autoren*. Leipzig.

Alexander Mionskowski, Budapest

Eine Welt aus Wörtern.

Über ILSE AICHINGERS Schreiben – zu ihrem 100. Geburtstag

BIRGIT ERDLE, ANNEGRET PELZ (eds.) (2021): *Ilse Aichinger Wörterbuch*. Göttingen: Wallstein 2021. 368 S.

Wer ein Lexikon aufschlägt, möchte etwas wissen. Wer das von BIRGIT ERDLE und ANNEGRET PELZ herausgegebene *Ilse Aichinger Wörterbuch* konsultiert, wird einmal quer durch das Werk der österreichischen Autorin geführt. Die alphabetische Ordnung der 72 Lemmata mutet auf den ersten Blick willkürlich an, stellt aber überraschende Nachbarschaften her. Sechzig überwiegend weibliche Autor*innen (darunter auch einige Schriftstellerinnen) haben kurze Essays geschrieben; es sind subjektiv akzentuierte, fundierte Annäherungen an AICHINGERS „Welt aus Wörtern“ (S. 10). Ein schönes Geburtstagsgeschenk, das der 1921 in Wien geborenen Autorin sicherlich sehr gefallen hätte. Die beiden Herausgeberinnen erläutern, dass „die Lemmata in der Faktur der Texte Aichingers so etwas wie Haltepunkte für poetologische, biografische und zeithistorische Querverbindungen und Kontexte bilden“ (S. 14).

Christian Metz (TH Aachen) hat in der *Zeitschrift für Germanistik* (2022) eine sehr wohlwollende Besprechung geschrieben, hätte sich allerdings mehr explizit aufgezeigte Verbindungslinien gewünscht (vgl. METZ 2022:461). Die im *Wörterbuch* enthaltene „Aichinger Werkliste“ (S. 355-361) kann zwar als Leitfaden benutzt werden, ist aber etwas spröde, obwohl das Register dem Genre eines Lexikons besonders angemessen ist. Ich bin dem Rat der Herausgeberinnen gefolgt und habe mir einen eigenen „Lektürepfad“ (S. 14) durch das *Aichinger Wörterbuch* gesucht. So konnte ich beim Lesen Fragen entwickeln – ein Wissens-

zuwachs der anderen Art: Die alphabetische Ordnung folgt dabei den für Sprache aufgestellten Regeln, das Konventionalisierte fordert den Zufall heraus, und so kommt es zu ‚Blitzlichtern‘ und ‚Kurzschlüssen‘ – um zwei von AICHINGER verwendete poetische Verfahren zu nennen, die sie in ihren Werktiteln herausstellt: *Film und Verhängnis. Blitzlichter auf ein Leben* (2001) und *Kurzschlüsse*. Wien (2001).

Mein Leseweg durch das *Aichinger Wörterbuch* macht sich nicht auf Personensuche, bei der ich auf Auden, Beckett / Cioran oder auch Conrad hätte stoßen sollen. Ich überspringe diese wichtigen intertextuellen Bezüge und wähle die Farben: blau, grün und violett / lila. „Das Blau kennt der Himmel von Ilse Aichingers kaum“ (S. 45), schreibt AMELIA VALTOLINA. In ihrem Roman *Die größere Hoffnung* (1948) evoziert AICHINGER zwar die „mystifizierende[] Symbolik“ (S. 45) – „Dieses klare treuherzige Blau, das Blau des Himmels, das Blau des Enzians und das Blau der blauen Dragoner spiegelte im Sonnenball die Schwärze des Alls“, wie es im Roman heißt, aber nur um die Bedeutung gleich zurückzuweisen als eine Spiegelung tief-schwarzer Unendlichkeit. Nur in der Negation wird die Farbe Blau vor Augen gestellt und so wird sie „zum Wort des Widerstands im Geist der Utopie“ (S. 45). Erst im Spätwerk aktualisiert „der blaue Schimmer eine utopische Zeit: die Jetztzeit der Erinnerung“ (S. 48).

Dieser Leseweg führt also weiter zu Walter Benjamins Konzeption der Erinnerung

zwischen Materialismus und Messianismus, dem sich AICHINGER nahe und verwandt fühlt, wie sie in ihrer am Kino orientierten, fragmentierten Autobiografie *Film und Verhängnis* bekennt. Hier erzählt sie, wie die geliebte Großmutter zusammen mit den beiden Geschwistern der Mutter von den Nazis abgeholt und ins Vernichtungslager Maly Trostinec nahe Minsk deportiert und ermordet wurde. Dieser Weg in den Tod führte über die Schwedenbrücke; ihr Name ist einer der Orte in Wien, denen eine strukturierende Funktion im Schreiben AICHINGERS zukommt, wie Simone Fässler in *Geographie der eigenen Existenz* (2011) gezeigt hat. Neben der „Seegasse“ ist auch die „Schwedenbrücke“ im *Aichinger Wörterbuch* zu finden. Die Lemmata „Wien“, „Erinnerung / Gedächtnis“ oder „Totengedenken“ fehlen; das hätte den Rahmen des Geburtstagsprojekts gesprengt. Klug setzt das *Wörterbuch* auf die Betrachtung von Einzelheiten, Randerscheinungen und kleinen Dingen.

Doch zurück zu den Farben: „Der Stellenwert Grüns mausert sich innerhalb der Werkausgabe von einer unscheinbaren Nebenrolle zu einer zentralen Bezugsgröße im Koordinatensystem der Dichtung Ilse Aichingers.“ Das erläutert Sarah Goldschmidt in ihrem Aufsatz „Rotkohl, Grünzeug, himmelbau“ (GOLDSCHMIDT 2010:131). Grün zählt zu den von AICHINGER bevorzugten Mischfarben, ein „Grenzgänger zwischen Blau und Gelb“ (GOLDSCHMIDT 2010:137): Dem ‚Geist der Utopie‘ ist hier der Davidstern angeheftet. Grün fungiert also nicht schlicht als Symbol der Hoffnung, wie HANNAH MARKUS im *Aichinger Wörterbuch* ausführt, wo sie auf „die Entleerung der einstigen Farbmagic“ (S. 121) in den Texten AICHINGERS hinweist. Dort heißt es: „Aichingers Einleitung zur düsteren Um-

erzählung des Märchens *Der Wolf und die sieben jungen Geißlein* thematisiert 2004 noch einmal die Verheißung, die erstmals im Grün gelegen hatte: ‚Frühe Tröstungen‘ wie *Das grüne Märchenbuch aus Linz* können noch erinnert werden, aber sind wirkungslos geworden; ‚[g]rell und orangefarben‘ steht ihnen Ciorans lebensfeindliche Philosophie als neuer Leitstern entgegen“ (S. 120). Orange ist eine Mischung aus Rot und Gelb; die Farbe der Liebe und Leidenschaft ist auch die des Blutes. Der Bluttausch der Nationalsozialisten forderte unzählige Opfer. Das Schreiben und Denken nach Auschwitz erfordert neue Zugänge und Formate, der Zivilisationsbruch des Holocaust (Dan Diner) erzwingt andere Schreib- und Denkweisen. Ihnen ist AICHINGER verpflichtet.

„Dass Skepsis, die Form der Weltbegegnung Ilse Aichingers, auch ihre Wahrnehmung von Farben bestimmt, zeigt der programmatische Text *Kleist, Moos Fasane* [1987]. Licht, Geruch und Farbe sind der Stoff, aus dem die Bilder dieses Erinnerungstexts gewebt sind, in die sie auch die Opfer des Holocaust zu hüllen hofft“ (S. 306). SARAH GOLDSCHMIDT hat für das *Aichinger Wörterbuch* das Lemma „violett / lila“ übernommen. Auch dies ist eine Mischfarbe, bei der die Hell-Dunkel-Ab-schattung mitberücksichtigt wird. Während das helle Violett des Fliederbuschs aus *Die größere Hoffnung* „eine jenseitige Verheißung an[kündigt], die Gewalt und Tod überwindet“ (S. 306), verweist das dunklere Lila – etwa in der Geschichte *Der Gast* (1974) – auf eine „Auferstehung ohne Erlösung“ (S. 308). Dies beschreibt ein für AICHINGER charakteristisches Schreibverfahren: Sie rekurriert auf die traditionelle Farbsymbolik und deutet sie mit düsteren Farben um, ohne den Bezug zu den Grundfarben ganz zu verlieren.

Lemmata zu „Schwarz“, „Weiß“ oder „Grau“ fehlen. Gleichwohl sind diese Farben im *Aichinger Wörterbuch* durchaus präsent, etwa in „Schnee“, einem poetologisch lesbaren Text von 1975, oder in „Milch“, die aber nicht mehr weiß sein muss, wie wir aus Celans *Todesfuge* wissen. Von der „Bodenlosigkeit, die schwärzer als alle Nächte war“ (aus: *Die größere Hoffnung*) erfahren wir in Christine Ivanovics Essay „Boden ohne Gewähr“ (S. 49-52); der Komparativ des Romantitels korrespondiert hier mit der Abgründigkeit der erzählten Welt. Vom „graugrünen Donaukanal“, über den die Schwedenbrücke führt, berichtet ein Tagebucheintrag AICHINGERS vom 28. April 1944, wie ROLAND BERBIG im *Wörterbuch* ausführt (vgl. S. 228-230). Topographie und Autobiografie, Historisches, Poetologisches und Geschriebenes gehören in AICHINGERS zum Teil stark verknappter, gelegentlich auch hermetisch wirkender Prosa unauflöslich zusammen. Mit der provisorischen Trennung (Analyse) beginnt eine Annäherung an ihre Texte, die Sinnstiftung verweigert, sie aber als stete Aufgabe in der Spracharbeit gegenwärtig hält und so zur Aufgabe macht. Derart versteht AICHINGER ihr durchaus politisches Engagement, wie sie bereits 1972 anlässlich der Verleihung des Nelly Sachs-Preises in einem Gespräch mit Heinz F. Schafroth sagte und auch in einem späteren Interview mit Iris Radisch (1996) bestätigte. Wörterbücher liest man nicht in einem Zug. Bei meinem zweiten Lektürepfad orientiere ich mich an einigen von zeitgenössischen Autorinnen verfassten Essays. ANN COTTEN (* 1982 in Aimes, USA) schreibt zu dem poetologisch sehr aufschlussreichen Stichwort „Lücke“: „Wenn Aichinger gelegentlich in Interviews, alle Welt schockierend, andeutete, sie verbringe ihr Leben grundlegend im Warten

darauf, wieder weg zu sein, spricht sie seelenruhig in ein Tabu unserer Gesellschaft hinein, die vor dem Nichtsein oder Nichtdasein eine unerklärliche Angst zu haben scheint. Man könnte sagen, sie unterlässt es zu schweigen. Lücke ist Raum, in dem etwas passiert, auf den Aufzeichnung, Verständigung, Zerreden, zwischenmenschlicher Druck keinen Zugriff hat. Auch wenn man genau deswegen hineinwill“ (S. 178). Die Lücke ist nicht mit dem Schweigen – einem vieldiskutierten poetischen Verfahren AICHINGERS – zu verwechseln und auch nicht mit den Abständen zwischen den Zeilen, wie ANN COTTEN bemerkt. Mit der Lücke schlägt sie einen neuen Analyseaspekt für AICHINGERS Werk vor.

YOKO TAWADA (* 1960 in Tokio, Japan) wählt das Lemma „Spiel / Schattenspiel“ und legt damit ihren Essay breit an. „Im Roman *Die größere Hoffnung* kann man drei unterschiedliche Bedeutungen des Spiels feststellen“ (S. 244), schreibt sie: erstens das gemeinsame Kinderspiel, zweitens die Verkleidung, die den „brutalen Antisemitismus“ sichtbar macht, und drittens die durch die Opfer erfolgende Umdeutung der „soziale[n] und politische[n] Gewalt als ein Spiel“ (S. 244). *Schattenspiele* ist der Titel einer Reihe von Kolumnen, die AICHINGER zwischen 2003 und 2005 in der österreichischen Zeitschrift *Die Presse* veröffentlichte und die in *Unglaubliche Reisen* (2005) als Buch erschienen. Schon allein bei den Titeln denkt man an „Schattenexistenz“ oder auch „an die letzte Reise des Lebens“ (S. 246). Bereits in ihren Aufzeichnungen von 1952 notierte AICHINGER im Kontext ihrer Erzählung *Der Gefesselte*: „Die Fessel wird enger. Wir müssen gelenkiger werden, damit vor dem Himmel das Spiel dasselbe bleibt. Alter heißt in dieser Hinsicht immer besser spielen lernen“ (zit. n.

S. 247). Selbstverständlich ist das nicht kokett gemeint. AICHINGER hat es in ihren Texten vielmehr verstanden, das Spiel(en) ernst zu nehmen.

In dem Prosagedicht „Grüingasse“ (1954), das wiederabgedruckt ist in dem Band *Kurzschlüsse*. Wien (2001), heißt es: „Alles, was Flügel hat, wartet: das Dach wartet, die Mauer wartet, das dunkle Zimmer wartet“ (zit. n. S. 312). Es geht hier um Innen und Außen, hell und dunkel, oben und unten, Menschen und Tiere. Im *Wörterbuch* schreibt TERESA PRÄAUER (* 1979 in Linz) über Vögel im Werk von AICHINGER. Sie hat sich genau eingelesen, wie ihr im Mandelbaum Verlag (Wien 2021) erschienenen Buch über die ältere Kollegin zeigt, das – in Analogie zu der 1952 von der Gruppe 47 preisgekrönten *Spiegelgeschichte* AICHINGERS – die einzelnen Lebensstationen der Autorin rückwärts erzählt. Aber PRÄAUER kennt sich nicht nur mit der Biografie aus, sondern auch mit Tieren, insbesondere mit *Poetologischer Ornithologie* (vgl. PRÄAUER 2017). Beim Lesen von AICHINGER beobachtet PRÄAUER, dass „die Vögel, sobald ihre Namen fallen, manchmal [...] gar keine Vögel [sind]. So wie die Enten, die im kurzen Prosatext *Hilfsstelle* [1987] vorkommen, als ‚keine Enten‘ ihren verhinderten Auftritt haben“ (S. 311).

Vögel als Figuren und Motive finden sich häufig, aber „oft genug kommt es vor, dass die Vögel in den Texten der Ilse Aichinger auch nicht dem Ei entschlüpft sind, sondern den Wörtern, den Begriffen, der Topografie. Sie kommen beispielsweise von den Straßennamen her, wie der Fasan im Titel *Kleist, Moos, Fasane* von der Fasangasse im dritten Wiener Gemeindebezirk, wo sich in unmittelbarer Nähe [...] die Mohs- und die Kleistgasse befinden. Und wo auch Ilse Aichingers Großmutter ihre Wohnung hatte“ (S. 312). Topografie, Autobiografie

und Poetologie werden bei AICHINGER eng geführt: „Die Namen der Straßen und Orte sind ins Erinnern eingeschrieben“ (S. 313). Die Sprache als sinnstiftendes System ist zersplittert, ein aleatorisches Spiel schafft provisorische, vorläufige Zusammenhänge. Verneinung und Paradoxien, sprachliche Annäherungen und ein insistierendes Befragen der Wörter bestimmen AICHINGERS Schreiben. Das setzt das zu ihrem 100. Geburtstag erschienene *Wörterbuch* überzeugend um. Es lässt den Leser*innen Platz zum Atmen und lädt zu eigenen Entdeckungsreisen ein.

„Niemand kann von mir verlangen, daß ich Zusammenhänge herstelle, solange sie vermeidbar sind“ (S. 21), heißt es in AICHINGERS Text *Schlechte Wörter* (1991), der dem *Wörterbuch* programmatisch vorangestellt ist. Auf der Doppelseite davor (S. 18f.) ist eine Schwarz-Weiß-Aufnahme von Stefan Moses (Wien 1995) abgedruckt. Es zeigt die Autorin an einem geöffneten Fenster sitzend. Sie blickt hinaus. Fotografiert wurde von einem Fenster schräg gegenüber. Wir sehen eine Reihe von Fenstern, einige sind offen, bei einigen verdecken Gardinen den Blick nach innen. Es gibt viele Spiegelungen in der streng angeordneten Fensterfront. ILSE AICHINGER ist die einzige Person auf dem Foto. Sie zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich, ist aber nur recht klein zu sehen und in den Hintergrund gerückt. Sieht sie uns an? Das Foto von Moses ist Porträt, Hommage und Aufforderung, sich einzulassen auf AICHINGERS Welt aus Wörtern.

Literatur

FÄSSLER, SIMONE (2011): *Von Wien her, auf Wien hin. Ilse Aichingers „Geographie der eigenen Existenz“*. Wien / Köln / Weimar.

GOLDSCHMIDT, SARAH (2010): *Rotkohl, Grünzeug, himmelblau. Farben bei Ilse Aichinger*. In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 9:122-137.

METZ, CHRISTIAN (2022): *Rezension zum „Ilse Aichinger Wörterbuch“*. In: *Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge* 32:460-462.

PRÄAUER, TERESA (2017) (Hg.): *Poetische Ornithologie. Neue Rundschau*, Jg. 128, H. 1.

PRÄAUER, TERESA (2021): *Über Ilse Aichinger*. Wien.

RADISCH, IRIS (2011): *Ich will verschwinden (1996)*. In: FÄSSLER, SIMONE (ed.): *Ilse Aichinger. Es muss gar nichts bleiben. Interviews 1952-2005*. Wien, 110-121.

SCHAFROTH, HEINZ F. (2011): *Teil eines stärkeren Widerstandes (1972)*. In: FÄSSLER, SIMONE (ed.): *Ilse Aichinger. Es muss gar nichts bleiben. Interviews 1952-2005*. Wien, 17-20.

Carola Hilmes, Frankfurt am Main

BEHRENDT, RENATA / POST, SÖHNKE (eds.) (2022): *Heimat in der postmigrantischen Gesellschaft. Literaturdidaktische Perspektiven (= Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik, Bd. 44)*. Berlin: Peter Lang 2022. 244 S.

„Heimat“ ist ein bis heute – der Globalisierung zum Trotz – kontrovers diskutiertes Konzept und gerade in Zeiten vermehrter Einwanderung nach Deutschland mit Fragen in Gesellschaft und in der Wissenschaft danach verbunden, wie das Leben in sozial wie kulturell heterogener werdenden Gemeinschaften aussehen sollte. Für einen Deutschunterricht, der unterschiedlichen Herkünften einer diverser gewordenen Schülerschaft Rechnung tragen will, ist daher eine Beschäftigung mit „Heimat“ unabdingbar. Gleichwohl sind fachdidaktische Auseinandersetzungen damit selten. Das von RENATA BEHRENDT und SÖHNKE POST herausgegebenen Buch trägt folglich dazu bei, eine Forschungslücke zu schließen, und bietet sowohl theoretische Grundlagen, literarische Beispiele und konkrete Vorschläge für die Unterrichtsgestaltung wie auch interdisziplinäre Perspektiven aus

Philosophie, Linguistik und Literaturwissenschaft.

Die Sehnsucht nach Heimat bestimmen die Herausgeber und die Herausgeberin nachvollziehbar als „generationenübergreifendes Bedürfnis, das soziale Dynamiken und Prozesse in der postmigrantischen Gesellschaft maßgeblich beeinflusst“ (S. 8). Die Beschäftigung mit Heimat findet sowohl auf individueller wie auf staatlicher Ebene, in der Familie wie im Schulunterricht statt. Der Begriff „postmigrantisch“ bezieht sich dabei auf Deutschland, das nach dem zur Ruhe Kommen der Binnenmigrationsbewegungen im Zuge der Wiedervereinigung Zielpunkt von Migrationsbewegungen, aber selbst kein Auswanderungsland mehr ist. Der Herausgeber und die Herausgeberin sehen im Deutschunterricht richtig einen Ort, an dem interkulturelle Erfahrungen reflektiert und Familiengeschichte(n) besprochen werden können.

Ziel der Publikation ist es, „rassistische, hegemoniale, dichotomisierende Strukturen“ erkennen und dekonstruieren zu helfen. Dies gelingt in dem in vier Teile gegliederten Buch sehr gut.

Im ersten, mit „Heimat in der postmigranten Gesellschaft – Perspektiven und Annäherungen“ überschriebenen Teil bietet ALFRED HIRSCH in seinem Beitrag zu „Vertrautheit und Ferne. Unterwegs zur Heimat“ (S. 33-44) Einblicke in die Begriffsgeschichte von ‚Heimat‘. Er betont deren räumliche Dimensionen, die v.a. im 19. Jahrhundert manifest werden und denen auch politisch-emanzipatorisches Potential innewohnt, bedenkt man, dass es galt, den eigenen Grund und Boden gegen den Zugriff absolutistisch waltender Herrscher zu verteidigen. FRANCESCA VIDAL verdeutlicht in ihrem Aufsatz „Heimat – worin noch niemand war?“ (S. 45-56) anhand ihrer eigenen, im gegebenen Kontext exemplarischen Familiengeschichte den utopischen Charakter von Heimat. Sie betont, dass Heimat im Bloch’schen Sinne als „Ort der Sehnsucht“ (S. 48) verstanden werden kann, nicht per se gegeben ist, sondern der aktiven Aneignung und Annäherung bedürfe. Demgegenüber bieten ERLA HALLSTEINSDÖTTIR und TOBIAS HEINZ unter dem Titel „Heimat als kulturelles Schlüsselwort“ (S. 57-77) korpuslinguistische Perspektiven auf den Begriff. Während die Beiträge von HIRSCH und VIDAL als grundlegende, der ersten thematischen Verständigung dienende Auseinandersetzungen gelten können, erläutern HALLSTEINSDÖTTIR und HEINZ konkrete Arbeitsschritte, wie mit Schülerinnen und Schülern Bedeutungen von ‚Heimat‘ erschlossen werden können. Es gelingt dem Autorenduo ganz vorzüglich, die semantische Komplexität des Heimat-Begriffs aufzuzeigen und vorzuführen,

wie sich Heimatvorstellungen aus geografischen Räumen, Artefakten, Ideen von Nation und Nationalität u.a.m. speisen. Dies ermöglicht einen fächerübergreifenden Unterricht, der etwa Erdkunde, Politik, Geschichte und das Fach Deutsch miteinander verbindet.

Den zweiten Teil des Bandes – „(Auto-)biografische Zugänge zum Heimatdiskurs“ – eröffnet JEHONA KICAJ mit „Gastarbeiter*innen und ihre Kinder. Heimatkonstellationen in den Gedichten von Aras Ören und Elon Beqiraj *Ein Essay*“ (S. 81-95). Die doppelte Lektüre zeigt die psychisch wie physisch und sozial schwierige Situation von ‚Gastarbeitern‘ und ‚Gastarbeiterinnen‘ anhand zweier hochkarätiger und literaturgeschichtlich bedeutsamer Texte auf. Zwar enthält der Text keine didaktische Perspektive, die Autorin spricht sich aber nachvollziehbarerweise dafür aus, sich mit den Anwerbeabkommen und deren Folgen auch im Unterricht zu befassen. MONIKA RIEDEL dann beschäftigt sich mit „Heimat und Zugehörigkeit in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur südosteuropäischer Prägung: Melinda Nadj Abonji und Sandra Gugić“ (S. 97-114). RIEDEL fragt nach dem Beitrag, den deutschsprachige inter- und transkulturelle Literatur im Schulunterricht leisten kann. Mit dem Roman *Tauben fliegen auf* von Abonji und dem Roman *Zorn und Stille* von Gugić liegen zwei komplexe Texte vor, in denen Traditions-, Länder- und Sprachwechsel mit Blick auf deren intergenerationale Dimensionen und auf das Wechselverhältnis zwischen alter und neuer Heimat behandelt werden. RIEDEL zieht die wichtige und zutreffende Schlussfolgerung, dass inter- bzw. transkulturelle Literatur wie die von ihr vorgestellte „historisches und gesellschaftspolitisches Wissen über die Konstitutions-

umstände, Geschichte und Beschaffenheit sowohl von europäischen Nationalstaaten als auch von (post-)migrantischen Gesellschaften“ (S. 110) vermittelt. KAROLINA SIDOWSKAS Beitrag über „Wirre Heimatgefühle der Emigrierten am Beispiel von Emilia Smechowskis *Wir Strebermigranten*“ (S. 115-129) bildet eine informative Ergänzung zu den Lektüren RIEDELS aus deutsch-polnischer Sicht.

Der dritte Teil des Bandes ist überschrieben mit „Heimat – Didaktische Verhandlungen und Thematisierungen im Literaturunterricht“ und wird mit grundlegenden Überlegungen NAZLI HODAIES zu „Der postmigrantische Literaturunterricht“ (S. 133-148) eröffnet. Sie nennt Bedingungen, Themen und Ziele für einen gelungenen migrationssensiblen Unterricht und betont auch die Wichtigkeit postkolonialer Theoriebildung hierfür. CARLO BRUNE gibt in seinem Aufsatz zu Saša Stanišićs Roman *Herkunft* (S. 149-169) wichtige Hinweise darauf, wie dessen „metanarrative bzw. metafiktionale Elemente sowie Techniken unzuverlässigen Erzählens“ (S. 166) im Deutschunterricht thematisiert und für die Diskussion von Heimat fruchtbar gemacht werden können. MARTINA KOFER liefert in ihrem Aufsatz „Deutschland als Schwarze Heimat in der postmigrantischen Gegenwartsliteratur. Literaturdidaktik aus rassismuskritischer Perspektive“ (S. 171-187) ebenfalls literarische Beispiele, die Kindern und Jugendlichen über Empathie erzeugende Erzähltechni-

ken Identifikationsmöglichkeiten mit ‚schwarzen‘ Figuren bieten bzw. die den ‚weißen‘ Blick bei der Lektüre bewusst machen können. So sollen gemeinsame Vorstellungen einer „pluralen Demokratie“ entwickelt werden, „die auf ‚Anerkennung von Gleichwertigkeit‘, ‚Chancengleichheit‘ sowie ‚Teilhabe in gleichberechtigter Form‘ basiert“ (S. 184). MICHAEL PENZOLD bietet in seinem Beitrag einen Überblick über in diesem Kontext didaktisch ertragreiche und ästhetisch komplexe Bilderbücher (S. 189-204).

Den vierten Teil des Bandes – „Heimat – Bezüge zur Vergangenheit und Zukunft“ – eröffnet JULIA VON DALL'ARMI mit literaturwissenschaftlichen und fachdidaktischen Überlegungen zu einer Graphic Novel von Nora Krug (S. 207-222). Der Beitrag von CORNELIUS HERZ beschäftigt sich mit interaktiven Orten der Erinnerung an den Holocaust in Social Media und fragt nach deren Einsatzmöglichkeiten im Deutschunterricht (S. 223-239).

Insgesamt handelt es sich um einen lesenswerten, informativen Band, der ein breites Spektrum von Perspektiven bietet und damit über eine rein literaturdidaktische Beschäftigung mit dem Thema ‚Heimat‘ weit hinausgeht. Damit ist er sowohl für Lehrende an Schulen und Universitäten und Studierende der Germanistik interessant.

Anne-Rose Meyer, Wuppertal

GROBE, JÜRGEN (2019/2020): *Die Sprache der Einheit. Ein Fremdwörterbuch. Berlin: Vergangenheitsverlag. 571 S.*

Ironisch, sarkastisch, lustig und dabei informativ. Mit diesen Worten kann über dieses UNTYPISCHE „Fremd“-Wörterbuch von JÜRGEN GROBE reflektiert werden.

Es entstanden bereits sehr viele Publikationen, die die deutsche Sprache – aus diversen Gesichtspunkten – vor, während und nach der Wende betrachtet haben. Es

scheint auch, dass darin ein besonderes Augenmerk in einem vielleicht etwas stärkeren Maße dem DDR-Wortschatz oder – noch weiter gefasst – dem DDR-Sprachgebrauch galt. Fakt ist aber auch, dass viele DDR-typische Begriffe nach der Wende fast übergangslos aus dem Gebrauch gekommen waren (z.B. *Kombinat*) und durch zahlreiche westdeutsche ersetzt wurden (vgl. SCHMIDLIN 2011:89-95).

Da es sich systemlinguistisch – alle Unterschiede und Besonderheiten kurzfristig ausgenommen – beim „Ost- und Westdeutsch“ um eine Sprache handelte (vgl. z.B. GRUB 2003:97-109), waren die eventuellen sprachlichen Probleme keine typischen Probleme mit dem deutsche-Sprache-Verstehen. Es handelte sich eher um – wie STICKEL treffend formuliert –, „Verständigungsschwierigkeiten“ (STICKEL 2001:52), die nicht aus der Sprache selbst, sondern aus außersprachlichen Faktoren, die bekanntlich den Sprachgebrauch und die Lexik wesentlich prägen, resultierten. „Ostdeutsch“ und „Westdeutsch“ konnten sich auch gegen die bisher bekannten Klassifikationen der deutschen Dialekte oder Regionalsprachen als „großräumige Varietäten“ (STICKEL 2001:62) nicht durchsetzen.

Mit den Eigenheiten des „Westdeutschen“, die zu eventuellen Verständigungsschwierigkeiten führen können, beschäftigt sich die Publikation GROßES mit dem Titel „Die Sprache der Einheit. Ein Fremdwörterbuch“. Es ist kein typisches Wörterbuch, wie man es lexikologisch oder lexikographisch erwarten würde. Dem Leser eröffnet sich eine einfache Makrostruktur. Sie besteht aus einem vierseitigen Vorwort, in dem in der Art einer Skizze die Grundlagen der Publikation besprochen werden, und aus dem eigentlichen Wörterbuch-Teil (Seiten 11-554), wo die Leser*innen eine alphabeti-

sche Liste mit etwa 2000 für das moderne Westdeutsch typischen Wörtern und Wendungen finden. Ergänzt wird die Publikation durch folgende Auxiliartexte: Danksagung (S. 555), umfangreiches Personenregister (S. 557-569) und eine bibliographische Notiz über den Autor. Wegen des einfachen Baus erübrigen sich weitere Hinweise zur Benutzung dieses Wörterbuchs wie Abkürzungs-, Symbol- oder Siglenverzeichnis.

Dieses fast 600 Seiten umfassende Werk stellt aus der Perspektive der 30 Jahre nach der Wende die Eigenarten der Sprache Westdeutschlands dar. Der Autor argumentiert, dass die Sprache in den sog. alten Bundesländern im Zeitraum 1949-1990 einen Sonderweg gegangen sei (GROßE 2019:7) und versucht dies an ausgewählten Beispielen zu veranschaulichen. Als Kriterien für die Aufnahme der Einträge nennt der Autor grammatische, lexikalische und zeitgeschichtliche Faktoren. Die genaue Methodologie für das Finden des „fremden“ Wortmaterials wird nicht genannt, der Autor schreibt dazu Folgendes: „Aufgenommen wurde [...] nur, was entgegenquoll von allen Seiten“ (GROßE 2019:10). Und verspricht das „Fremde“ ausgiebig zu bieten: „An Besonderlichem und Befremdlichem wird kein Mangel sein“ (GROßE 2019:8). Die Beispiele stammten aus Alltagsgesprächen, Werbesprache, Radiosendungen und Zeitungen.

Die Stichwörter sind alphabetisch angeordnet, mikrostrukturell sind die Einträge unterschiedlich, sowohl was deren Länge als auch Bau anbelangt. Der Leser und die Leserin findet unter den Stichwörtern unter anderem Adjektive (z.B. *abartig*), Verben (z.B. *jazzen*), Substantive (z.B. *Abi-Streich*), Pronomina (z.B. *man*), Interjektionen (z.B. *absolut!*), Konjunktionen (z.B. *nichtsdestotrotz*), ganze Phrasen

unterschiedlicher Zusammensetzung (z.B. *artgerechte Schlachtung*) sowie ganze Sätze / Sprüche (z.B. *Möchtest du darüber reden?*).

Die einzelnen Einträge enthalten zahlreiche Zitate und Quellennachweise. Ein wichtiger Bestandteil vieler Stichwörter sind Verweislemmata, die die Benutzung erleichtern und zum weiteren Nachschlagen einladen.

Eine linguistische Betrachtung dieses Werkes stößt hier möglicherweise an ihre Grenzen. Dieses Buch ist aber in erster Linie nicht für Linguist*innen oder kulturwissenschaftlich profilierte Forscher*innen, sondern für alle an der deutschen Sprache und Kultur der Zeit um die Wende Interessierten gedacht. Aus dieser Perspektive ist dies ein durchaus lesenswertes Werk, das man zugleich als ironisch, sarkastisch und lustig auf der einen Seite sowie hochinformativ und hochinteressant auf der anderen bezeichnen kann.

Literatur

GROBE, JÜRGEN (2019/2020): *Die Sprache der Einheit. Ein Fremdwörterbuch*. Berlin.

GRUB, FRANK THOMAS (2003): *‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch. Band 1: Untersuchungen*. Berlin.

SCHMIDLIN, REGULA (2011): *Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache*. Berlin / Boston.

STICKEL, GERHARD (2001): *Ost- und Westdeutsche Spracheinstellungen*. In: KÜHN, INGRID u.a. (eds.): *Ost-West-Sprachgebrauch – zehn Jahre nach der Wende*. Wiesbaden, 2012, 51-64.

Miłosz Woźniak, Poznań



© by the author, licensee University of Lodz – Lodz University Press, Lodz, Poland. This article is an open access article distributed under the terms and conditions of the Creative Commons Attribution license CC BY-NC-ND 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>)
